

Stop making sense: Antonius versucht der allgemeinen Sinnlosigkeit Herr zu werden, indem er selbst nur noch sinnlose Dinge tut. Darum räumt er Mülltonnen auf. Als er jedoch keine Antwort auf die Frage findet, ob Mülltonnenkontrolle nicht vielleicht doch eine sinnvolle Tätigkeit sei, hört er sofort wieder auf damit. Renate hingegen möchte gerne verschwinden, weil sie ihr Leben so langweilig findet. Dabei ist gerade ihres recht angenehm. Doch bereitet es ihr keine Freude.

Das ist die Gegenwart, ein heilloses Durcheinander. Die Vergangenheit war nicht besser, im Rückblick jedoch scheint sie wohlgeordnet, auch spielte Antonius in ihr nur eine Nebenrolle. Andere waren aktiver: sie kämpften um ihren Platz auf der Welt oder im Unternehmen; sie verfolgten ein verschwundenes Buch, das wieder aufgetaucht schien; sie waren verliebt oder gerade nicht; Eltern waren ermordet worden, Weltreiche gingen unter. Es war ziemlich viel los damals. Wo ist das alles hin? Und nun ist die Vergangenheit schon größer, als die Zukunft sein wird.

IRIS HANIKA, geboren 1962 in Würzburg, lebt seit 1979 in Berlin. 2006 erhielt Iris Hanika den Hans-Fallada-Preis. Ihr Roman »Treffen sich zwei« (2008) gelangte auf die Shortlist zum Deutschen Buchpreis, »Das Eigentliche« (2010) wurde mit dem European Union Prize for Literature und dem Preis der LiteraTour Nord ausgezeichnet.

IRIS HANIKA BEI BTB
Treffen sich zwei
Das Eigentliche
Tanzen auf Beton

Iris Hanika

Wie der Müll geordnet wird

Roman

btb

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2017,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © 2015 by Literaturverlag Droschl Graz – Wien
www.droschl.com

Umschlaggestaltung: Umschlaggestaltung: semper smile, München
nach einem Entwurf von Sonja Hennersdorf
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71370-7

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Herzlichen Glückwunsch zur Wahl dieses Buches!

Sie haben sich für ein Produkt von hoher Qualität und zeitloser Eleganz entschieden. Alle in diesem Buch verwendeten Wörter und Satzzeichen wurden sorgfältig ausgewählt und geprüft, bevor sie in die ihnen angemessenen Satzstrukturen eingefügt und nach den Regeln der deutschen Grammatik sowie der bewährten Rechtschreibung zu einem angenehm lesbaren Text verarbeitet wurden.

Damit Sie recht viel Freude an diesem Buch haben, beachten Sie bitte die folgenden Empfehlungen:

- Schalten Sie vor der Lektüre alle Telekommunikationsgeräte (insbesondere Rundfunkempfänger und Fernsehapparate) sowie Ihre Stereoanlage aus. Auch Ihr Mobiltelefon sollten Sie während der Lektüre in den „Lautlos“-Modus versetzen.
- Wählen Sie für die Lektüre die für Sie angenehmste Körperhaltung. Aufgrund der über Jahrhunderte bewährten haptischen Eigenschaften eines Buches ist auch die Lektüre im Liegen (z. B. im Bett) problemlos möglich.
- Seien Sie unbesorgt, wenn Sie etwas nicht sofort verstehen. Dabei handelt es sich um eine normale Begleiterscheinung der Rezeption anspruchsvoller Texte. Meist hilft es schon, die betreffende Stelle ein zweites, gegebenenfalls auch ein drittes Mal zu lesen. Sie werden bald feststellen, daß gerade solche Stellen den Lektüregenuß vollkommen machen.

Über weitere Qualitätserzeugnisse unserer seit vierzig Jahren bestehenden Textmanufaktur informiert Sie unsere Website, die Sie unter der Adresse www.iris-hanika.de finden.

ERSTER THEIL:

DURCHEINANDER (GEGENWART)

Weil er die Absicht hatte, ein wahrhaftiges, ehrliches und auf diese Weise erfüllendes Leben zu führen, hatte Antonius folgende Vorsätze gefaßt:

– In Einkaufszentren gehen, um den Menschenhaß zu stärken; ansonsten Umwege in Kauf nehmen, um den Anblick des »Alexa« zu vermeiden. Mit offenen Augen durch die Stadt gehen. Eine Liste der häßlichsten Gebäude der Stadt anlegen (noch unklar, zu welchem Behufe).

– Beim Essen nicht die Arme von der Tischkante nehmen, sondern sich immer zu der mit drei Fingern unmittelbar hinter den Forken gehaltenen Gabel hinunterbeugen. Auch Löffel so halten, Messer an der Klinge. Suppen schlürfen (nur bei Essen in Gemeinschaft).

– Mit offenem Mund Kaugummi kauen (ebenfalls nur in Gemeinschaft).

– Nicht mehr nur die Mülltonnen daheim, sondern den gesamten öffentlichen Raum aufräumen (nach dem Vorbild des förmlich gekleideten älteren Mannes in der Straßenbahn, der seiner Aktentasche eine Grillzange und eine Plastiktüte entnahm, um mit der Grillzange einen Plastikbecher aufzuheben, den er dann in die Plastiktüte steckte. Vorher hatte ein Kind mit diesem Plastikbecher Fußball gespielt; der Mann trat erst in Aktion, nachdem das Kind ausgestiegen war).

– Keine Scham über große Ich-Bezogenheit heucheln, sondern diese vielmehr offenlegen durch die Forderung, es möge mehr über die eigene Person gesprochen werden. (Sich an diesem Schauspielerwitz orientieren: »Ach, jetzt habe ich die gan-

ze Zeit nur von mir geredet – jetzt sag doch du mal, wie du mich findest!«)

– Von anderen nur sprechen, wenn ein direkter Bezug zu sich selbst hergestellt werden kann: mein Freund, mein Lehrer usw.; zur Not, bei tatsächlich Unbekannten, auch: der von mir hochgeschätzte Soundso, die verehrungswürdige Lalala usw. Auf sein Personal hinweisen: mein Friseur, mein Zahnarzt u. ä. »Meine Mutter« hingegen nur mit verständnisheischem abschätzigen Lächeln sagen, um klarzustellen, daß »meine Mutter« eine vollkommen unmögliche, in ihrer unerschütterlichen Liebe nämlich tendenziell lächerliche Figur ist, über die man ernsthaft gar nicht sprechen kann. Bei allem, was einem erzählt wird, als Antwort darauf hinweisen, daß man dies Erzählte schon lange wisse, es von großer Bedeutung im eigenen Leben gewesen und man auch weiterhin eng damit verbunden sei.

– Nur den eigenen Humor gelten lassen, Heiterkeit nur zu den eigenen Bedingungen gestatten. Die anderen dürfen nur über die Witze lachen, die man selber macht. Sollten sie jedoch versuchen, selbst einmal einen Witz zu machen, dann nicht darüber lachen, sondern etwas Ernstes erwidern. Diese Erwiderung sollte einer Zurechtweisung gleichkommen. Sich auf diese Weise gegen die Zumutung verwahren, daß andere Leute sich für lustig halten und für berechtigt, Heiterkeit zu verbreiten.

Just zu der Zeit, als er sich mit diesen Vorsätzen beschäftigte, geriet er bei der Suche nach der libanesischen Konditorei in Moabit ans Ende der Turmstraße (nicht an das Ende, wo das Gericht ist, sondern ans andere). Dort sah er innerhalb von nur fünf Minuten drei Personen, deren T-Shirts Aufschriften trugen, und zwar diese:

- Fuck you / I have enough friends (auf der Brust)
- Dann zieh' ab (auf dem Rücken)
- Polizei (auch auf dem Rücken, aber wirklich ein Polizist; Bestandteil der Polizeiuniform) (Polizisten in T-Shirts!)

Er erkannte, daß er einem allgemeinen Trend folgte und sich in der Mitte des gesellschaftlichen Diskurses befand. Das erzeugte in ihm das wohlige Gefühl der Befriedigung.

Er hatte die Idee zu diesen Vorsätzen bekommen, als er einmal bei seiner Schwester zu Besuch war und ihr versehentlich einen halben Becher Kaffee mit Milch auf ihren neuen Teppich schüttete. Als sie fluchend in die Küche eilte, ging er ihr hinterher und bat sie, die gerade unter dem Wasserhahn einen Lappen feucht machte, ihm, wenn sie mit der Teppichreinigung fertig sei, doch eine Tasse Tee zuzubereiten. Das war ganz spontan geschehen; später fiel ihm auf, daß er schon im Vorhinein ganz im Sinne seiner Vorsätze und darum vollkommen richtig gehandelt hatte. Schon bevor er sie gefaßt hatte, war diese Art des Handelns zum Leitstern seines Lebens geworden. Er fühlte sich mit sich im Reinen. Das war etwa so:

Die Mutter liegt auf dem Sofa und liest die Zeitung. Das Kind spielt in der Küche, wo der Vater kocht. Die Großmutter sitzt im Wirtshaus und spielt Karten, derweil der Großvater aus dem Wohn- ein Esszimmer macht.

In Wirklichkeit wollte Antonius aber gar nicht so sein. Es war bloß aus Weltekel geschehen, daß er diese Vorsätze faßte, nachdem er festgestellt hatte, daß die anderen sich alle so gerieselten, wie er es sich eigens vornehmen mußte, denn er verstand nicht, wie man sich so aufführen konnte. Er dachte, er könne sich vor den Zumutungen der anderen vielleicht schüt-

zen, indem er sie spiegelte, sie einfach zurückgab. Seine guten Vorsätze waren ein Akt der Notwehr und teilten am Ende das Los sämtlicher guter Vorsätze, nämlich strikt nicht befolgt zu werden, nur manchmal ein wehmütiges Lächeln zu erzeugen (aber wenigstens kein schlechtes Gewissen).

Um einerseits ihr Kennenlernen zu beschleunigen, andererseits die Bekanntschaft zu einer profunden zu machen, berichtete er Antonina von diesen seinen guten Vorsätzen. Antonina fand diese Vorsätze sehr interessant und sehr gut. Sie wollte sie sich auch zu eigen machen, sagte sie, und schon waren sie einander wieder etwas nähergekommen. Aber das störte sie beide gar nicht, denn sie hatten keine Probleme mit Distanz und Nähe.

Hintergrundinformation

Diese guten Vorsätze waren Teil seines viel größeren Vorsatzes, nur noch sinnlose Dinge zu tun.

weitere Hintergrundinformation

Sehr wohl kannte er das russische Genie Daniil Charms, das heißt, dessen Werk natürlich, aber so kann man das auch nicht sagen. Vielleicht so: Sehr wohl hatte Antonius zu irgendeiner Zeit seines Lebens die Bekanntschaft mit einem Teil des ins Deutsche übertragenen Teils von Charms' Werk, der überhaupt veröffentlicht ist/wurde/worden war, gemacht. Doch hatte das keinen direkten Einfluß auf die sein Leben betreffenden wichtigen Entscheidungen; als er die nämlich traf, tat er es nicht im Bewußtsein, mit dem Werk von Daniil Charms bekannt zu sein. Namentlich nicht bewußt war ihm diese Bekanntschaft, als er seine Arbeit auf- und damit seinen Arbeitsplatz freigab für jemanden, dem es nichts ausmachte, einer fremdbestimmten Arbeit nachzugehen und dafür finanziell entschädigt zu

werden. Antonius aber hatte, als er sich dazu entschlossen hatte, nichts Sinnvolles mehr zu tun, klar erkannt, daß er, wenn es ihm wirklich ernst damit war, als erstes aufhören mußte, Geld zu verdienen, weil das nämlich in den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen er lebte, für das allersinnvollste Tun von allem gehalten wurde.

Für Geld gab es alles, was man zum Leben brauchte.

Alles, was man zum Leben brauchte, gab es für Geld.

Was man zum Leben brauchte, gab es alles für Geld.

Was man zum Leben alles brauchte, gab es für Geld.

Für Geld und nur für Geld?

Was brauchte man zum Leben? Alles?

Alles oder Geld.

Antonius aber wollte alles, nur kein Geld. Denn davon hatte er wahrlich genug.

Hommage an Daniil Charms

Antonius wollte gerne sein bis in die Zehen ausgestrecktes und zugleich weitestmöglich ausgedrehtes rechtes Bein bis auf die Höhe der Stirn heben, wobei sein linker Fuß gleichfalls weit nach außen gedreht sein, das linke Bein aber fest wie eine alte Birke stehen und seine Arme auf graziöse Weise ausgebreitet sein sollten, doch es gelang ihm nicht, so oft er es auch versuchte. Daß es beim ersten Versuch nicht klappte, nahm er hin. Er dachte: »Übung macht den Meister«, aber beim fünften Versuch gelang es ihm noch immer nicht, vielmehr schwankte er jedesmal wie eine junge Birke im Sturm und fiel auch jedesmal fast hin. Und sein rechtes Bein war dabei kaum auf Hüfthöhe angehoben.

Voller Wut fuhr er an die See, um es dort zu versuchen, doch stellte er fest, daß ihm diese Übung am Strand aus Sand noch weniger gelang als auf dem Schwingboden der Ballettschule,

weswegen er mit noch größerer Wut (wenn das möglich ist!) wieder nach Hause fuhr.

Heringsdorf sei ein Scheißkaff, sagte er zu Antonina, die das nicht hinnehmen wollte.

Um ihn einerseits zu trösten, andererseits zu tadeln, wies sie ihn darauf hin, daß es sowieso nur den wenigsten gelinge, ihr bis in die Zehen ausgestrecktes und zugleich nach außen gedrehtes rechtes Bein bis auf die Höhe der Stirn zu heben, ganz zu schweigen von dem, was gleichzeitig der Rest seines Körpers tun solle. Er solle nicht so viel auf seine Mitschüler in der Ballettschule schauen, sagte sie ihm,

Ende der Hommage an Daniil Charms

sondern sich lieber daran erfreuen, wie während der *exercices* an der Stange seine Muskeln vibrierten und schmerzten. Das war ein guter Rat, doch Antonius erfreute dieser tadelnde Trost, tröstende Tadel

naturgemäß

NICHT,

und er legte das Bein in Gips.

Und ist es erst in Gips gelegt,

geht sich's fortan ganz unbewegt.

»Das wird es lehren!« sagte er.

AUFGABE:

- a) Was wird das es lehren? Was ist überhaupt »das«?
- b) Warum spricht jemand von einem Teil seines eigenen Körpers als »es«? Inwiefern folgt ein solches Sprechen den Regeln von Grammatik und Lebenserfahrung?
- c) Berechne das Gewicht des rechten Beines eines erwachsenen Mannes von durchschnittlicher Größe und durchschnittlichem Gewicht. Wie viele Gipsbinden sind nötig, um ein solches Bein ruhigzustellen/stillzulegen? Welche Kraft ist

nötig, um ein solcherart eingegipstes Bein so anzuheben, daß der Fuß sich in Höhe der Stirn, in diesem Falle also etwa 1,80 m über dem Boden befindet?

as we get older and stop making sense

Antonius hieß gar nicht so, Antonina auch nicht. (Es muß zudem bemerkt werden, daß es Antonina in Wirklichkeit gar nicht gab, sondern Antonius sie sich ausgedacht hatte, als er einmal merkwürdigerweise stark darunter litt, völlig alleine zu sein, obwohl er sich das doch selbst so ausgesucht hatte, nachdem er lange Zeit nie alleine gewesen war und gerade darunter stark gelitten hatte.) (Bis zu ihrem frühen Tod hatte es auch Magelone nicht gegeben.) Sie hatten sich diese Namen gegeben, weil ihnen die, welche sie von ihren Eltern bekommen hatten, nicht gefielen. Jene fanden sie nicht zeitgemäß; es gefiel ihnen nicht, daß man ihnen ihr Alter und damit das ihrer Träger gleich anmerkte. Mit den neuen Namen aber fühlten sie sich nicht nur nicht so alt, wie sie waren (was nicht ungewöhnlich gewesen wäre, weil das nun keiner über dreißig tut), sondern tatsächlich alterslos. Und es kam noch anderes hinzu.

Antonius hieß in Wirklichkeit Manfred und Antonina Renate. (In wirklicher Wirklichkeit hieß Antonius aber tatsächlich so und schon immer, denn seine Eltern hatten ihm diesen Namen gegeben, doch stellte er sich vor, daß ihm dieser Name in Kindheit und Jugend peinlich gewesen wäre und er damals lieber Manfred geheißen hätte; er stellte sich vor, sich damals vorgestellt zu haben, daß das Leben dann einfacher wäre.) Als Manfred beschloß, hinfort Antonius zu sein, sagte Renate, dann wolle sie auch anders heißen. Das fanden sie beide eine gute Idee, und vor allem gefiel es ihnen, sich Namen zu geben, die anzeigten, daß sie zusammengehörten. Manfred fand, daß »Antonius« besser klinge als »Anton«, es klang voller,

außerdem zugleich lustiger und seriöser, also sowohl lustiger als auch seriöser als »Anton«. Das war ein eigenartiger Effekt, den er noch bei keinem anderen Namen bemerkt hatte. Als er darüber nachdachte, fielen ihm aber noch weitere solche Namen ein, als erstes »Otto« (der Klassiker), als nächstes »Hans« (Arrivederci, Hans, / das war der schönste Tanz), dann (oh, tanz doch bitte noch einmal mit mir), dann aber fiel ihm (ich tanz' mit keinem so gerne wie mit dir), dann aber fielen ihm keine solchen Namen mehr ein. Indes war das total egal, denn es ging nur um diesen einen Namen, den er sich gewählt hatte und der ihm von selbst eingefallen war, ohne daß er je von einem Antonius gehört hätte (weil er selbst der einzige war, den er kannte). Darum war er der einzige (also auch in wirklicher Wirklichkeit).

»Antonina« hingegen war ein Name, den Renate durchaus schon einmal gehört hatte, und zwar zu der Zeit, als sie sich für Isaak Babel interessierte. Es war ein russischer Name. Babels Witwe Antonina Piroshkova hat unter dem Titel »Ich wünsche Ihnen Heiterkeit« einen Band mit Erinnerungen an ihren Mann veröffentlicht. Renate fand, der Name passe perfekt zu »Antonius«. Zu »Anton« hätte »Antonia« gepaßt, das Renate, weil es leichter auszusprechen war, eigentlich besser gefiel als die russische Variante, aber da es nun auch sehr darum ging, die Gemeinsamkeit mit Manfred alias Antonius (bzw. Antonius alias Manfred) hervorzuheben, paßte das nicht allein gleichsilbige, sondern dabei auch noch fast noch deutlicher als »Antonius« gesilbte »Antonina« besser als »Antonia«. »Antonina« auszusprechen war zwar etwas umständlich, doch hatte dieser Name etwas Exotisches, was auch viel wert war. Das Exotische an Manfreds neuem (altem) (eigentlichem) Namen war, je nach Betrachtungsweise, das elegant Gebildete oder gebildet Elegante.

»Wir tragen ja auch immer die gleichen Anoraks«, hatte Renate gesagt, »nur in verschiedenen Größen und einmal für Frauen, einmal für Männer geschnitten, dabei aber von derselben Firma und in fast derselben Farbe, warum sollten wir da nicht solche praktisch identischen Namen tragen?« Ja, warum nicht.

»Mir erscheint es geradezu logisch«, hatte Renate gesagt.

»Mir auch«, hatte Antonius geantwortet.

Und so geschah es, daß sie sich beide umbenannten.

Ihren Freunden und dem Standesamt teilten sie das allerdings nicht mit, denn es sollten nur für sie allein ihre Namen sein. Weil sie nämlich zusammengehörten und beide sowieso mit niemandem lieber zusammen waren als mit sich allein. Und wenn sie einander nun beim Namen riefen, dann war es immer, als würde ein jedes nicht das andere rufen, sondern sich selbst, und so gefiel es ihnen. (Indes muß bemerkt werden, daß sie beide eigentlich sowieso keine Freunde hatten, denen sie das hätten mitteilen können oder müssen oder sollen.)

Hintergrundinformation

Weil dieser Unsinn keine Hommage an Daniil Charms war, sondern eine Beleidigung seines Gedächtnisses, konnte Antonius solcherlei Gedöns nur für sehr kurze Zeit als Leitstern dienen, nur für außerordentlich kurze Zeit, eigentlich nur für die Dauer einer Idee, also nur so lange, wie es braucht, bis eine Idee mit der Wirklichkeit kollidiert und dadurch vernichtet wird. Mit anderen Worten: er gab dieses Gedöns sofort wieder auf, kaum daß es ihm während der endlosen Stunden, die er im Internet verbrachte, als Idee durchs Hirn geblitzt war. Und mit Antonina machte er es genauso.

*am 26. August 2012 erworbenes Material für
Partygespräche, das nicht gebraucht wurde,
weil solche Gespräche nicht stattfanden*

Der Penis von John Holmes war legendär groß, aber wie groß, weiß keiner genau, jedenfalls wohl so zwischen zehn und fünfzehn *inches* lang (ein *inch* [in.] = 2,54 cm => 10–15 in. = 25,4–38,1 cm). John Holmes behauptete, mit vierzehntausend Frauen geschlechtlich verkehrt zu haben, aber das wird von Nachrechnern bezweifelt, ist er doch bereits im vierundvierzigsten Lebensjahr infolge von AIDS verstorben. Wahrscheinlich waren es dreitausend Frauen. (Georges Simenon behauptete in fortgeschrittenem Alter, er habe mit sieben- bis achttausend Frauen geschlechtlich verkehrt. Er wurde viel älter als John Holmes, und wenn er wirklich alles begattet hätte, was nicht bei drei auf den Bäumen war, dann könnte es hinhalten.) John Holmes spielte in zweitausendzweihundertfünfzig Pornofilmen mit. Seine Lebensgeschichte inspirierte Paul Thomas Anderson zu dem Kurzfilm »The Dick Digger Story«, den er als Achtzehnjähriger drehte, und später zu seinem zweiten abendfüllenden Spielfilm »Boogie Nights«, mit dem er den Durchbruch schaffte. Nächsten Monat kommt sein neuer Film »The Master« in den USA ins Kino. (Überhaupt war Antonius auf der Suche nach Informationen über Paul Thomas Anderson, als sich plötzlich John Holmes auf den Bildschirm schob.)

Was am selben Abend, an dessen Nachmittag diese Informationen gesammelt wurden, auf der Oranienstraße stattfand, hieß »Fuckparade« und war eine Reminiszenz an die Loveparade, die seit einigen Jahren nicht mehr stattfindet.

Später schrie ein Mann etwa eine Stunde lang draußen auf dem Platz herum.

Noch später, gegen Mitternacht, zündete jemand extrem laute Kracher, die auch einen Lichteffect machten. Die Leute,

die hinten im Hof eine Art Gartenhaus gebaut hatten, weil sie *urban gardening* betrieben, und am Abend dort zusammengekommen waren, wobei sie aus der Ferne an Leonardo da Vincis Darstellung des Letzten Abendmahls erinnerten, weil sie in einer Lichtinsel im Dunkeln saßen, standen auf, um zu sehen, was da los war.

Es war ein sehr warmer Abend. Draußen saßen überall Leute herum, denn alle Lokale hatten Tische auf die Straße gestellt, und es war der erste Spieltag der neuen Saison der Fußball-Bundesliga, die im Jahr 1962 etabliert wurde und darum ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte.

In Wirklichkeit

betrachtete er nicht nur das Internet, um zu erfahren, was in der Welt vor sich ging, sondern ging schon auch hinaus auf die Straße, wo er Zeitung las, also nicht auf der Straße, sondern im Café oder auf einer Bank im Park oder an einem ähnlichen öffentlichen Ort, will sagen: er konfrontierte sich durchaus auch direkt mit der Welt und beschäftigte sich dann mit ihr, indem er dort erlebte Dinge in Worte faßte. Wenn sie ihm nur auffielen, er sie aber nicht in Worte fassen konnte, legte er eine Liste an; in den anderen Fällen betätigte er sich als Dichter. Zumindest empfand er es so. Hier zwei Beispiele:

draußen in der Welt 1

Am Café ging eine Frau vorüber, die als Farben für diesen Tag Gelb und Grau gewählt hatte. Unter ihrem leuchtend gelben Kostüm aus einem dicken Plastikmaterial, das aussah, als sei es in den sechziger Jahren hergestellt worden, trug sie einen dünnen grauen Rollkragenpullover, während die Beine eine graue Wollstrumpfhose wärmte. An den Füßen vereinigten sich die Farben des Tages in Stiefeletten aus gelbem und grauem Leder.

Die hatten hohe Absätze, und auf denen stöckelte die Frau mehrere Male an dem winzigen Café an der Ecke vorbei. (Der Tag indes war nur grau, die Blätter an den Platanen waren noch nicht gelb geworden, wenn man auch jeden Tag darauf gefaßt sein mußte, immerhin war es Mitte September.) Das Publikum für ihre so wohlüberlegt zusammengestellte Garderobe bildeten zwei gemischtgeschlechtliche Paare, die an den winzigen Tischchen des Cafés saßen. Zwar schauten alle acht Augen jedesmal gemeinsam auf, wenn sie vorüberging, aber nur, weil sonst nichts passierte. Es war schon verwunderlich, daß hier überhaupt jemand ging.

An der Hand führte die Frau einen kleinen Jungen, dessen Kleidung überhaupt nicht auffiel. Er war vielleicht sieben Jahre alt und trug Jeans und einen Baumwollpullover mit einem so uninteressanten Muster, daß es niemand wiedererkannt hätte; es war nur zu bemerken, daß der Pullover nicht einfarbig, sondern irgendwie hauptsächlich blau war.

Die Kleidung des Jungen paßte nicht zu der Sorgfalt, mit der die Frau, an deren Hand er ging, die ihre zusammengestellt hatte. Ihr Sohn konnte das nicht sein, denn wie hätte diese Frau zu einem so unspektakulär gekleideten Sohn kommen können?

Vielleicht stellten sich die vier Personen, denen die acht Augen gehörten, diese Frage, vielleicht aber auch nicht.

Antonius stellte sich sowohl diese Frage, als auch zusätzlich die, ob die vier Personen sie sich stellten. Er saß auf der anderen Straßenseite auf dem Mäuerchen, das die Rollschuhbahn von der Straße trennte, und beobachtete alles, während er doch eigentlich die Zeitung hatte lesen wollen. Er konnte natürlich nicht sagen, wer sich welche Frage stellte, er stellte nur fest, daß die vier Personen zwar zuverlässig jedesmal aufschauten, wenn die Frau mit dem Kind an der Hand vorüber-

ging, sie das jedoch nicht in irgendeine Handlung umsetzten, weil sie alle ins Gespräch vertieft waren. Womöglich war es angenehme Unterhaltung, die einen Kindsraub nicht vereitelte! Wahrscheinlich hatte aber sowieso niemand an Kindsraub gedacht. Warum auch. Immerhin hatte auch Antonius an nichts Schlimmes gedacht, während er der Frau, dem Kind, den zwei Männern, den zwei Frauen und ihren Kaffeetassen zusah. Erst, als er wieder daheim war, fiel ihm ein, daß eine Kindsentführung der Grund für das Mißverhältnis zwischen der Kleidung der Frau und der des Kindes gewesen sein könnte. Er beruhigte sich aber bald mit der naheliegenden Einsicht, daß eine Entführerin nicht mit ihrem Opfer hin und her, sondern rasch fortgegangen wäre.

Es war gewiß nichts Schlimmes geschehen. Er hatte nur auf dem Mäuerchen neben der Rollschuhbahn gesessen und eine Weile von der Zeitung hochgeschaut.

dichterische Verarbeitung 1

Gelbe Wolle und graues Leder, das gellende Wollen im grauenenden Leben.

(Zwar hatte die Frau keine Wolle getragen und war das Leder ihrer Schuhe eben nicht nur grau gewesen, aber Antonius hielt das nicht für entscheidend, sondern dachte vielmehr, das Schöne an der Dichtung sei, daß man es da mit der Wirklichkeit nicht so genau nehmen müsse. Er dachte also, es sei Dichtung, was er produzierte, weil es nicht der Wirklichkeit entsprach, was er zur Verarbeitung derselben in eines seiner vielen kleinen Hefte geschrieben hatte.)

draußen in der Welt 2

In den Lokalzeitungen wurde ausführlich von einer Frau berichtet, die nicht sagte, wie sie hieß, wo sie geboren, wer ihre

Verwandten waren usw., sondern nur angab, die letzten zwanzig Jahre in den Wäldern gelebt zu haben und nun in die Stadt zurückgekommen zu sein, weil sie alt und krank werde und sich nicht von Schmerzen den Lebensabend vergällen lassen wolle. Vielmehr, gab sie an, wolle sie in einem Krankenhaus behandelt werden oder auch von niedergelassenen Ärzten, aber in diesem Fall bräuchte sie auch eine Wohnung. Ihr wurde mitgeteilt, daß sie seit zwanzig Jahren in keine Krankenkasse eingezahlt habe, und wenn sie kein Geld für die Miete aufbringen könne, dann werde sie auch nicht in einer Wohnung leben können, weil sie die dann gar nicht bezahlen könne. Auch hatte sie keine Möbel, sondern besaß nur, was sie auf dem Leibe trug, außerdem mehrere Plastiktüten voller Fundstücke aus dem Wald (kleine vermooste Steine, interessant geformte Holzstücke, auch Tierknöchelchen und Bruchstücke von Vogeleierschalen sowie etwas Munition aus dem Zweiten Weltkrieg).

Es brach ein Sturm der Empörung/der Entrüstung/des Entsetzens über die außerordentliche Unmenschlichkeit der Behörden los. Indes hatten die weiter nichts getan, als ihren Vorschriften entsprechende Auskünfte zu geben. Sowieso ließ man natürlich niemanden auf der Straße verrecken, bloß weil er es ablehnte, in den Wäldern zu verrecken. Natürlich war die Frau sehr bald in einer kirchlichen Einrichtung untergebracht, wo sie ein Zimmer im Erdgeschoß mit Tür zum Garten hatte, die sie stets offenstehen ließ, um der Erde immer nah zu sein. Zudem übernahm sie die Pflege des Gartens dieser kirchlichen Einrichtung, worüber die Zeitungen ebenfalls ausführlich berichteten. Allerdings gab es keine Fotos von dieser Frau, weil sogar die Boulevardpresse deren imperative Abneigung gegen das Fotografiertwerden respektierte, obwohl ein Foto von ihr vielleicht von einem möglicherweise vorhandenen Verwandten

hätte gesehen und die Identität der Frau dann doch hätte festgestellt werden können. Jedoch ist anzunehmen, daß eventuelle Verwandte gefürchtet hätten, in einem solchen Fall entweder für die Kosten ihres Unterhalts aufkommen zu müssen oder eines Erbes verlustig zu gehen. Man hätte also ruhig ein Foto veröffentlichen können, es wäre schon nichts passiert, aber da die Geschichte so noch viel dramatischer erzählt werden konnte, verzichtete die Boulevardpresse darauf (und damit sogar auf mögliche Fotos und Berichte von einer Familienzusammenfindung, nach so vielen Jahren!) und gab an, dies geschehe aus Respekt vor menschlichen Gefühlen, womit sie sich bei ihren Lesern, für die menschliche Gefühle, auch wenn es sich dabei nur um ihre niederen eigenen handelte, das höchste nur denkbare Gut darstellten, in ein gutes Licht setzte, sie noch enger an sich band, wenn das überhaupt möglich war, und ihnen sorglos auch weiterhin, jeden Tag aufs neue, menschliche Gefühle als das höchste nur denkbare Gut darstellen konnte.

dichterische Verarbeitung 2

Die Waldfrau verfremdet die Wohlfahrt. Der Sozialstaat reagiert mit sorgfältigem Respekt.

Hintergrundinformation

Das Alliterieren lag Antonius im Blut, war er doch aufgrund seines Namens praktisch als Alliteration aufgewachsen. Verstärkt worden war das noch durch die strenge Befolgung des Alphabets, die seine Eltern hatten walten lassen (das heißt, sein Vater; seine Mutter hatte sich wenig eingemischt. Sie hatte ihren Namen bei der Eheschließung aufgegeben, und wenn ihr Mann nun diesen Namen, der ihrer ursprünglich nicht, seiner aber schon seit jeher war, an den Verlauf der Weltgeschichte nicht nur anklammern, sondern in diese quasi einpfählen

wollte, dann ließ sie ihm gerne seinen Willen, bitte, was soll's, Liebe verzeiht alles usw.), nachdem also schon Alliterationen ihre Namenswahl bestimmten, verstärkten sie (das heißt, er) das noch durch korrekte alphabetische Abfolge. Ihre Kinder hießen also:

- Adrian Antonius
- Barbara Bettine
- Christian Christophoros
- Dankwart Daniel

Die beiden älteren Söhne wurden bei ihren ersten Namen gerufen, die Tochter und der jüngste Sohn bei ihren zweiten.

Sein Vater fand es praktisch, seine Kinder dem Alphabet folgend zu benennen. Er wußte, daß man es in der Hundezucht so machte, wo die Namen der Welpen aus dem ersten Wurf einer Hündin alle mit A beginnen, die aus dem zweiten Wurf mit B und so fort. Weil es aber bei Menschen in der Regel nur ein Junges pro Wurf gibt, bekamen alle Kinder jeweils zwei Vornamen mit jeweils demselben Anfangsbuchstaben.

Als Adrian Antonius später selbst Kinder bekam, hatte er sich noch lange nicht aus der Familie und von seinem Vater gelöst (man hatte ihn sehr jung verheiratet; seine Frau Gabriele war die Tochter eines ostwestfälischen Möbelfabrikanten, dessen Produktion zum allergrößten Teil von seinem Vater weiterverkauft wurde, weswegen ihre Väter auf diese Weise eine Möbeldynastie zu begründen hofften) und darum dieses Prinzip fortgeführt. Da er der Älteste war, ging das leicht. Außerdem waren seine Geschwister bei seiner Hochzeit noch so jung, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, daß sie womöglich auch einmal Eltern sein würden. Hier ging es um seine Brüder; seine Schwester zählte man nicht mit, weil man annahm, daß sie, wie ihre Mutter, ihren Namen bei der Eheschließung aufgeben würde. Adrian war damals achtzehn, Christian aber erst

zwölf und Daniel erst zehn Jahre alt; Bettine war fünfzehn. Adrian machte also dort weiter, wo seine Eltern aufgehört hatten, und er zeugte, wie sein Vater, vier Kinder (das heißt, sein Vater hatte vor seiner Eheschließung schon ein anderes Kind gezeugt, wobei er ebenso jung war wie später sein erster ehelich geborener Sohn, als der zum ersten Mal Vater wurde, aber das tut nun wirklich nichts zur Sache). Adrians im Zweijahrestakt geborene Kinder hießen:

- Elisabeth Emilia
- Friedrich Fabian
- Georg Giselher
- Helene Hadumoth

Seine Töchter und der jüngere Sohn wurden bei ihren ersten, der ältere Sohn aber wurde bei seinem zweiten Namen gerufen.

Listen

INTERESSANTE GEBÄUDE

- Haus in der Spenerstraße in Moabit im Vergleich mit den (nicht weit entfernt liegenden) Häusern im Hansaviertel: dieses Haus folgt demselben Prinzip wie jene, denn es ist ebenerdig durchlässig, so daß man darunter hindurchgehen kann. Nur werden hier unter dem Haus Autos geparkt, was bei keinem der Häuser im Hansaviertel so ist; dort liegen die Parkplätze entweder neben dem Gebäude oder es gibt eine Tiefgarage. Die Stockwerke sind bei diesem Haus in der Spenerstraße sehr niedrig, vermutlich folgen sie sklavisch Le Corbusiers Modulor. Das Haus atmet die Modernität einer vergangenen Zeit (der sechziger Jahre).
- kaputtes Krankenhaus Mariendorfer Weg Ecke Eschersheimer Straße (dort Hausnummer 25): über dem Eingang des Altbaus, dessen Dach an einer Stelle schon eingestürzt ist,

steht: »Erbaut während des großen Krieges 1914–1917«; eingeschlagene Scheiben. Auf demselben Grundstück, aber um die Ecke (Eingang in der Eschersheimer Straße) ein Siebziger-Jahre-Bau, ebenfalls mit eingeschlagenen Scheiben, auch das Pförtnerhäuschen ist vandalisiert.

Inschrift über dem Altbau aus einer Zeit, als man sich noch nicht einmal vorstellen konnte, daß es einmal einen noch viel größeren Krieg geben könnte als diesen; zugleich rührend, indem sie daran erinnert, daß der eigentliche Epochenbruch der Erste Weltkrieg war, nicht der Zweite.

An der nächsten Straßenecke lehnte ein Mann am Geländer, den ich fragte, ob er wisse, was das für Gebäude gewesen seien. Er wußte es nicht genau, da er auch nicht in der Gegend wohnte, glaubte aber zu wissen, es sei ein Krankenhaus gewesen. Im weiteren belehrte er mich darüber, daß es Orte gebe, an denen sich dunkle Energie sammle; dieser sei einer davon. Wenn ich ihn recht verstanden habe, hielt er Luzifer für eine wirkmächtige Kraft in der Welt.

UNANGENEHME STIMMEN

- R***** P****
- B**** B*****
- Maria Callas
- L*** G*****¹

Diese beiden Listen waren besonders dadurch, daß sie über das Stadium der Planung hinausgelangt waren und es in ihnen überhaupt Einträge gab.

¹ Um nicht durch Beleidigungen Mißmut in die Welt zu bringen, wurden die Namen noch lebender Besitzer unangenehmer Stimmen unkenntlich gemacht (Anm. d. Red. [iha]).

Die Liste der

ORTE, AN DENEN GELD GEFUNDEN WURDE

zum Beispiel hatte er sofort aufgegeben, nachdem er sie angelegt hatte. Nur diesen Titel hatte er in ein kleines Heftlein geschrieben, nachdem er einmal an zwei Tagen hintereinander kleine Münzen auf der Straße gefunden hatte (einmal einen, einmal zwei Cent). Er hob alle Münzen auf, die er fand, und steckte sie auch immer ein; nicht allein, weil es unmöglich gewesen wäre, den jeweiligen Besitzer zu ermitteln, sondern auch, weil er absolut kein Verständnis dafür aufbrachte, daß Leute heruntergefallenes Kleingeld liegenließen. Daß sie es nicht bemerkt haben sollten, wenn sie es verloren, konnte er nicht glauben, bzw. hätte das bedeutet, daß sie an allen möglichen Orten, vorzugsweise mitten auf der Straße, ihr Geld herumwarfen oder zumindest ihren Geldbeutel öffneten. Oder sie trugen es in der Hosentasche mit sich herum, das war am wahrscheinlichsten, und es fiel ihnen dann beim Fahrradfahren heraus; denn wie sonst könnten solche Münzen mitten auf Straßenkreuzungen gelangen? (Wohin sie nämlich merkwürdig oft gelangten.) Auch dafür hatte er kein Verständnis; er fand eine Hosentasche grundsätzlich nicht den richtigen Ort, um Geld aufzubewahren, eben weil es so leicht aus ihr herausfallen konnte.

Er bemerkte schnell, daß er sich diese Liste in einem Zustand mittlerer Grantigkeit vorgenommen hatte. Darum sah er davon ab, sie zu führen. Er wollte seine schlechte Laune nicht mutwillig verlängern und verfestigen. Eigentlich hatte er aus demselben Grund auch vorgehabt, die Liste

SCHWACHSINN DES TAGES

sofort wieder aufzugeben, die er nach einem Besuch im Kaufhaus angelegt hatte, wo er feststellen mußte, daß seine Lieblingsschokolade wieder einmal nicht vorrätig war. Offenbar

war sie vieler Leute Lieblingsschokolade. Als er eine Verkäuferin darauf hinwies, daß diese Schokolade nicht zum ersten Male nicht vorrätig sei, sagte sie ihm, sie würden sie durchaus immer nachbestellen, aber dann kämen die Kunden und kauften sie, manche kauften gleich zehn Tafeln auf einmal. So bekannt ist, dachte er, daß diese Schokolade regelmäßig nicht vorrätig ist, daß zum einen andere als er sofort einen Vorrat anlegen, wenn es sie doch einmal gibt, und zum anderen diese Verkäuferin sofort eine Entschuldigung dafür weiß, wenn die auch vollkommen schwachsinnig ist, weil der Geschäftszweck eines Kaufhauses doch der ist, Dinge vorrätig zu halten, damit man sie dort kaufen kann, wodurch man zum Kunden wird. Ein sich beschleunigender Mißstand. Aber das konnte er der Verkäuferin nicht erklären.

Er dachte, er hätte sich nun einmal geärgert, müsse aber darum nicht jeden Tag darauf achten, ob jemand etwas besonders Dummes sagte. Vielmehr wollte er sich hierauf gar nicht konzentrieren, um sich nicht mutwillig schlechte Laune zu machen. Allerdings fiel ihm dennoch fast jeden Tag etwas besonders Dummes auf. Gleich am nächsten Tag zum Beispiel hörte er vor einem anderen Supermarkt einen Angestellten einen Autofahrer mit der Bemerkung vertreiben, die Parkplätze hier seien nur für »Profikunden« gedacht (der hatte die von der der Vortagesverkäuferin gegenteilige Auffassung vom Kunden), und am übernächsten Tag las er in einer Zeitungsreportage, daß jemand im Protest gegen Leute, die wiederum gegen den Staat protestierten, auf die Straße geschrieben hatte: »Die Freiheit des einen beginnt erst dort, wo die des anderen endet«. Darüber mußte er sehr lange nachdenken. Er konnte nicht entscheiden, ob dieser Satz dasselbe bedeutete wie der allseits bekannte »Freiheit ist immer die Freiheit von Radio Luxemburg« oder aber, daß niemand frei sei außer dem

Tyrannen, oder aber völlig unsinnig war. Um sich von dieser Überlegung zu befreien, holte er das »Schwachsinn des Tages« betitelte Heftlein doch wieder hervor und notierte ihn, nachdem er »Profikunden« hineingeschrieben hatte, beides jeweils mit Datum und Quelle versehen.

Die Liste

ORTE, DIE ALS VERWIRKLICHUNG EINER SCHÖNEN IDEE
GEPLANT WAREN, WAS MAN AN DER VERWIRKLICHUNG
ABER NICHT AUF DEN ERSTEN BLICK, SONDERN NUR,
WENN MAN ÜBER ARCHITEKTURGESCHICHTE BESCHEID
WEISS, ERKENNEN KANN

führte er nicht fort, weil sie doch zu umständlich war. Hier war der Titel länger als die Liste, bzw. war gar keine Liste vorhanden, sondern nur eine Überschrift. Er hatte sie notiert, als er einmal vor dem Asia-Imbiß am Rande des Mehringplatzes saß. Dieser Platz war kreisrund von einem zweistöckigen Wohngebäude umfassen, unter dem man an vielen Stellen hindurchgehen konnte, und in zweien dieser Durchgänge befanden sich Imbißlokale. Diese Durchlässigkeit mußte eine Maxime der Nachkriegsmoderne gewesen sein, dachte er, da er mit den zur Bauausstellung 1957 von Architekten aus aller Herren Länder entworfenen Häusern im Hansaviertel vertraut war (siehe oben). Daran war zu erkennen, daß seinerzeit in erster Linie an die Bewohnbarkeit von Städten gedacht wurde. Die Wohnanlage am Mehringplatz war von Hans Scharoun entworfen worden, ganz und gar an den Bedürfnissen des Menschen orientiert und nicht an der Repräsentation, weil der Mensch als extrem soziales Wesen doch gerne im Kreis ums Lagerfeuer herum- oder aber an einem runden Tisch sitzt. Nur war dieser Kreis zu groß und seine Mitte leer, denn hier war das Kreisprinzip aufgehoben und ein breiter Weg zur U-Bahnstation und der sich anschließenden Friedrichstraße gepflastert

worden; die schmalen Kreissegmente an den Seiten waren bepflanzt, zwischen den Beeten konnte man leicht hindurchgehen, und es spielten dort zwar einige Kinder, ansonsten hielt sich aber niemand hier auf, vielmehr wurde der Platz nur überquert und wirkte auf diese Weise einigermaßen öde. Vielleicht war die Pflasterung in der Mitte nicht geplant gewesen, vielleicht hatte hier nicht mehr der Architekt gewirkt, sondern das Straßenbauamt sich durchgesetzt. Im Grunde war dieser Platz den Nichtorten zuzuschlagen.

Bald fing er an, auch Überlegungen in ein kleines Heft einzutragen, statt immer nur Listen anzulegen (er nahm für jede neue Liste ein neues kleines Heft. Das hatte zur Folge, daß er eine Unmenge fast leerer kleiner Hefte besaß. Meistens stand nur auf der ersten Seite überhaupt etwas. Für die Überlegungen wählte er jedoch gleich ein etwas größeres und stabileres Heft). Damit hatte er begonnen, nachdem er die Liste

VORBILDLICH SINNLOSE TÄTIGKEITEN

angelegt hatte. Er hatte in einem Parterrefenster, das ansonsten von einer Spitzengardine verhüllt war, ein gehäkeltes Engelchen auf dem Fensterbrett stehen gesehen und darum »Handarbeiten« eingetragen, was er sofort spezifizieren mußte, wodurch er zu weiteren Überlegungen gelangte (weswegen es dann keine Liste wurde):

– Handarbeiten, wenn damit weder Gebrauchsgegenstände (Topflappen) hergestellt werden, noch Kleidung oder sonstige Textilien, sondern sie nur zur Verschönerung des Heims dienen, allein dem Willen zum Ornament entspringen (Stickbilder, Stehrumchen aus Stoff, Hülle für den iPad).

Das Dumme ist nur, daß durch Handarbeiten Dinge erzeugt werden, die einen immer an das sinnlose Tun erinnern werden, wenn man sie nicht sofort wegwirft. Es war darum

zu überlegen, ob Handarbeiten anzufertigen wirklich eine vorbildlich sinnlose Tätigkeit ist oder einfach bloß so sinnlos. (»Einfach bloß so sinnlos« ist immer vorzuziehen.) Zugleich war zu überlegen, ob es wirklich sinnlos ist, seine Umgebung zu individualisieren, indem man, zum Beispiel, das iPad nicht in eine vorgefertigte (normierte) und für teures Geld im Apple-Store direkt erworbene Hülle steckt, sondern in eine, die es nur ein einziges Mal gibt. Eine solche kann man auch verschenken oder geschenkt bekommen (wenn man überhaupt ein iPad hat).

Frauenbeschäftigung.

Auch nicht wahr; entsprechend veranlagte Männer häkeln halt keine Hüllen oder Engelchen, sondern basteln an ihren Autos herum.

– Partys feiern. Sich an einem Ort versammeln, an dem es etwas zu essen, viel zu trinken, dazu Musik gibt. Herumstehen und sich volllaufen lassen, dabei aber mit anderen reden, oft Fremden, denen man traut, weil sie mit dem Gastgeber bekannt oder befreundet sind, wie man selbst, womöglich auch über deren und die eigene Arbeit sprechen, das aber nur am Rande; sich vor allem halbprivate Dinge erzählen (Anekdoten, keine Intimitäten) und Meinungen jenseits der Politik äußern. Am Ende betrunken sein und fröhlich.

In Wahrheit keine sinnlose Tätigkeit, sondern eine der wichtigsten überhaupt, da zwischenmenschlicher Kontakt lebensnotwendig.

Müllkontrolle

Den ganzen Sommer über war Antonius immer schon früh um vier in den Hof hinuntergegangen, um die Mülltonnen aufzuräumen. Zum einen schlief er so schlecht, daß ihn die Vögel weckten, sobald sie kurz vor halb vier, mit der allerersten